ADOLF TOBLER

(23. MAI 1835 — 18. MÄRZ 1910)

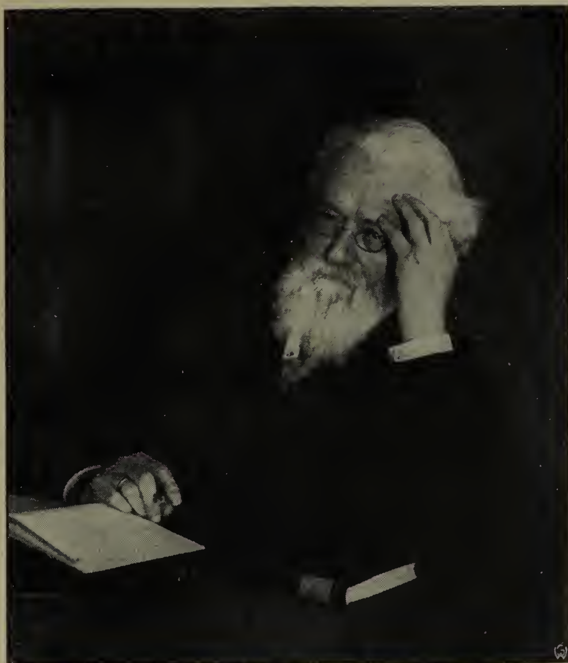
GEDÄCHTNISFEIER

DER

BERLINER GESELLSCHAFT FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

VOM

12. APRIL 1910



In ihrer Sitzung vom 12. April 1910 hat die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen eine Gedächtnisfeier für Adolf Tobler abgehalten, bei welcher der Vorsitzende, A. Risop, und A. Toblers Nachfolger an der Universität, H. Morf, das Wort ergriffen. Einem Wunsche der Gesellschaft entsprechend, bringen wir in folgendem den Wortlaut der beiden Ansprachen:

Adolf Tobler

und die

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Meine Herren!

Als wir vor wenigen Wochen hier zum letztenmal versammelt waren, da ahnte wohl niemand von uns, daſs die Stunde des Scheidens gekommen war, des Scheidens von dem Manne, der so lange im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes der Unsere gewesen war; überraschend und unerwartet kam allen denen die Kunde von Adolf Toblers Hinscheiden, die ihn hier eben noch in scheinbar ungebrochener Frische gesehen hatten

oder sich in unmittelbarem Gedankenaustausch seiner altgewohnten scharfen Urteilskraft, seines wie immer in reicher Fülle heranströmenden Wissens und nicht zum mindesten seiner frohbewegten, mitteilsamen Stimmung hatten erfreuen dürfen. Und doch schon wenige Tage später warf ein sich plötzlich einstellendes schweres Leiden ihn auf das Krankenbett, von dem sich der Fünfundsiebzigjährige nicht wieder erheben sollte. Um ihn trauern die hinterbliebenen Kinder, denen er ein treuer, sorgsamer Vater gewesen war, trauert die Wissenschaft, die ihn zu ihren Besten zählte, um ihn trauert der weite Kreis der Freunde, trauern vor allem auch wir, die wir ihn in dem stolzen Bewufstsein seiner geistigen Führerschaft als die Zierde unserer Gesellschaft anzusehen uns gewöhnt hatten. Wenn es heute meine Aufgabe ist, Ihnen noch einmal vor die Seele zu führen, was der Heimgegangene gerade uns gewesen ist, so fällt es in diesem Falle schwer, die beiden Anschauungsformen, die uns bei der Charakterzeichnung grofser Männer der Wissenschaft als leitende Gesichtspunkte vorzuschweben pflegen, voneinander zu trennen; ich meine ihre Bedeutung als Mensch und als Gelehrte. Es fällt schwer, sagte ich, in unserem Falle diese Scheidung vorzunehmen; ich hätte sagen sollen, dafs in Adolf Tobler alle Seiten seines reichentwickelten Innenlebens zu einer einzigen in sich abgeschlossenen Wesensform zusammengefafst erschienen, und dafs jeder Versuch, in ihm den Menschen vom Gelehrten zu trennen, zu einer Verdunkelung des Eindruckes seiner Gesamtpersönlichkeit führen mufs. Es tut wohl kaum not, diesem Gedanken für jetzt weiter nachzugehen; alle, die Tobler näher kannten, wissen, dafs in dieser Geschlossenheit der Grundzug seiner Natur zum Ausdruck kam. Um von der Bedeutung Toblers für unsere Gesellschaft handeln zu können, wäre es demnach geboten, in weitausholender Darstellung bei all dem zu verweilen, was er in allgemein anerkannter fruchtbarer Forscherarbeit an Förderung für die wissenschaftliche Erkenntnis sprachlichen Lebens, insonderheit soweit die neulateinischen Idiome in Betracht kommen, geleistet hat; in eine Würdigung der seltenen Gabe rein begrifflichen Schauens einzutreten, vermöge deren es ihm glückte, die in seinen Umkreis fallenden Erscheinungen der Aufsenwelt in der ganzen Reinheit ihrer von allem Zufälligen und Sekundären geläuterten Wesenheit zu erfassen; — ich müfste nachprüfenden Blickes Umschau halten über den gewaltigen, unbegrenzt erscheinenden Bereich seines positiven Wissens; müfste reden von der durch feinsinnigen künstlerischen Takt gezügelten und anderseits durch bewufstes Wollen zu höchster Anspannung gesteigerten Kraft, die sprachliche Erscheinungswelt in ihrem Wachsen und Werden zu belauschen und zu begreifen und der Entwicklung der Dinge bis zu ihren letzten Daseinsformen zu folgen, und zwar nicht nur sofern die Ge-

schichte dabei die materiellen Einzelheiten an die Hand gibt, sondern vor allem auch soweit der Forderung zu genügen war, die bei der Sprachschöpfung wirksam werdenden seelischen Vorgänge in ihrer wundersamen Gesetzmäſsigkeit und triebkräftigen Frische zu enthüllen. Alles das, vermehrt und erweitert durch zahlreich wiederkehrende Seitenblicke auf scheinbare Nebengebiete, müſste ich hier ausführlich erörtern, um dann zu dem Nachweis überzugehen, daſs die so von ihm den Objekten seiner wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber geübte Schärfe des Urteils und die damit gegebene Forderung bedingungslosester Wahrhaftigkeit auch auf seine allgemeine Lebensanschauung, sagen wir seine allgemeine Menschlichkeit bestimmend eingewirkt und seinem Wesen die ihm eigene lückenlose Ausgeglichenheit und Gröſse gegeben hat.

Nur wenige, meine Herren, sind unter uns, die nicht den Vorzug gehabt haben, zu seinen Füſsen dem Studium der romanischen Philologie obzuliegen; die Mehrzahl von uns sind aus seiner Schule hervorgegangen, und so ist es denn gestattet, einen kurzen Blick auch auf seine Tätigkeit als akademischer Lehrer zu werfen. Die Frage nach der Art der Methode, die Adolf Tobler bei seiner Unterweisung zur Anwendung brachte, ist bald beantwortet — allen unfruchtbaren und inhaltslosen Spekulationen abgeneigt, ist dieser aus einem Gusse geformte Gelehrte allezeit darauf bedacht gewesen, die Tatsachen selber reden zu lassen, dem eigenen Ich, der eigenen Persönlichkeit dabei aber nur so weit Raum zu gönnen, als sie doch eben der Sammelpunkt des aus reichster Sachkenntnis und umfassendster Belesenheit zusammengebrachten Materials war und in ihr der geistige Prozeſs sich vollzog, durch den die Gegenstände seiner empirischen Erfahrung zu der Höhe gesicherter Erkenntnisse und dem Adel allgemeingültiger Ideen erhoben wurden. Dieses aller phantastischen Schwärmerei abholde, aber von einem echten, aus den Dingen selbst geborenen Idealismus beflügelte Können ist es, das seiner Forscherarbeit überhaupt und seinem Lehrverfahren insbesondere als wesentlichstes Merkmal anhaftet, und vermöge dessen er diejenigen, die ihn begriffen, zu ernstem Streben und tatkräftiger Nacheiferung anzuregen wuſste. Wie Tobler selbst unter den um die Förderung der romanischen Philologie bemühten Forschern unbestritten und fraglos den ersten Platz einnahm, so galt es und gilt es auch als eine besondere Auszeichnung, sein Schüler genannt zu werden. Die Erfahrungen, die Tobler in eigener Wirksamkeit als Gymnasiallehrer gesammelt hatte, und die er durch ununterbrochene, wenn auch meist passive Anteilnahme an der Ausgestaltung des höheren Schulwesens allezeit zu mehren und zu vertiefen beflissen war, hatten ihn die Schranken erkennen lassen, die der heranwachsenden Jugend bei

der praktischen Betätigung ihres Wissens von der fremden Sprache gezogen sind, und es ist Ihnen gegenwärtig, dafs er sich vor gar nicht langer Zeit auch zu uns in einem fesselnden Vortrage über dieses uns alle so nahe angehende Problem ausgesprochen hat. Derselbe in ihm zu ethischem Zwange gesteigerte Sinn für die Wirklichkeit, eng verknüpft mit der unüberwindlichen Scheu vor willkürlicher Entstellung der einmal erkannten Wahrheit, hatte in ihm die Überzeugung reifen lassen, dafs auch im neusprachlichen Unterricht die Übermittelung und Erklärung des Tatsächlichen nach Mafsgabe einer im Anschlufs an die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung verfahrenden Lehrmethode vor sich zu gehen habe. Wohl veranlafste ihn die in entgegengesetzter Richtung verlaufende allgemeine Entwicklung der Dinge schon vor langen Jahren zu trüben, sorgenvollen Betrachtungen; aber wenn ihm nun, kurz vor seinem Heimgange, die Wahrnehmung der Unabänderlichkeit der einmal eingeschlagenen Wege Worte ergebungsvoller Resignation entlockte, so ahnte er nicht, dafs nicht wenige seiner im Lehramt tätigen Schüler die theoretische Gewifsheit, dafs der Meister dem erziehenden Unterrichte die rechte Bahn gewiesen habe, alltäglich zu frischer fröhlicher Tat werden lassen.

Wohl wissen die Älteren unter uns, die ihn in der Vollkraft seiner Jahre kennen lernten, wieviele seiner Hörer sich damals durch die nachsichtslose Strenge seiner Anforderungen und die Unerbittlichkeit seiner Kritik abschrecken liefsen, die vorgeschriebenen Examina bei ihm abzulegen. Die Jüngeren, die unter anderen Verhältnissen herangereift sind, haben, wie ich von verschiedenen Seiten vernehme, die unerschütterliche Sachlichkeit seines Wesens, soweit sie auch in seiner äufseren, alle Vertraulichkeit, wie es schien, verscheuchenden Haltung zur Erscheinung kam, in ihrem ganzen Ernste nicht mehr kennen gelernt — auch ihm hatten die vorschreitenden Jahre die alte Erfahrung gebracht, dafs es nicht immer möglich ist, die eigene Gröfse, und wäre es auch nur im Umrifs, auf die Umgebung zu projizieren. Gewifs, meine Herren, auch uns konnte es nicht entgehen, dafs die Unnahbarkeit, wie so viele, die unseren Tobler nicht genügend kannten, den von ihm ausgehenden Eindruck ernster Würde genannt haben, in den letzten Jahren einer freundlichen Milde und einem liebenswürdigen Entgegenkommen auch im persönlichen Verkehr gewichen war. Aber von der unbeeinträchtigten Tiefe seiner Gelehrtennatur und dem in ihm nie müde gewordenen Forschungstrieb hat er bis in die letzten Zeiten hinein in unvergänglichen Proben Zeugnis abgelegt. Wenn der fünfundsiebzigjährige Jakob Grimm in seiner ergreifenden akademischen Rede Über das Alter der schönen Zeilen aus Hugo von Trimbergs Renner gedenkt, in denen der greise Dichter das

Alter mit der tröstlichen Abendröte und einer im Regen heimfahrenden müden Biene vergleicht, dann aber selber fortfährt, daſs in begabten, auserwählten Männern Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nachhalten, so behält diese Wahrheit, wie für Grimm selbst und den von ihm genannten Humboldt, auch für Adolf Tobler ihre volle Geltung. Der Inhalt dessen, was er bei seinem letzten Hiersein uns noch vorzutragen verheiſsen hatte, entzieht sich nun unserer Einsicht, aber es ist bezeichnend für den Unermüdlichen, daſs er bis zum letzten Atemzuge beflissen gewesen ist, durch sein Können und seine Arbeit die wissenschaftlichen Zwecke unserer Gesellschaft zu fördern. Und des wissen wir ihm Dank.

Nach Ausweis der Mitgliederverzeichnisse ist Tobler erst im Jahre 1881 in unsere Gesellschaft eingetreten. Wenn ich nach einer Erklärung für die immerhin auffällige Tatsache suche, daſs er erst im vierzehnten Jahre seines hiesigen Aufenthalts den Anschluſs an die ihm wissenschaftlich wesensverwandten Berliner Kreise gesucht hat, so glaube ich aus gewissen Eröffnungen, die Tobler mir noch in der letzten Sitzung gesprächsweise gemacht hat, schlieſsen zu dürfen, daſs eine der Ursachen seines Fernbleibens in der Beurteilung, die seiner Berufung auf den im Herbst 1867 neugegründeten Berliner Lehrstuhl für romanische Philologie von manchen Seiten zuteil wurde, gesucht werden muſs.

Nun, meine Herren, wer sich mit der Geschichte der romanischen Philologie, soweit ihre Entwicklung sich in Berlin vollzog, beschäftigt hat und ihren mannigfachen Schicksalen und der wechselnden Einschätzung ihres Wertes innerhalb der Gesamtheit des Universitätsunterrichtes nachgegangen ist, der wird gewahr werden, daſs nach einer langen Periode unsicheren Tastens und schwankenden Erfolges die amtlich berufenen Instanzen sich zu der Auffassung durchgerungen hatten, daſs ein dem allgemeinen Geiste der Universität angemessener Betrieb der jungen romanistischen Wissenschaft nur im Sinne der von Friedrich Diez begründeten historisch-vergleichenden Methode zu erwarten war. Schon im Jahre 1859 benutzte die philosophische Fakultät einen sich bietenden äuſseren Anlaſs, um behördlichen Ortes wegen der Gründung einer auſserordentlichen Professur für die romanischen Sprachen vorstellig zu werden, und lieſs dabei deutlich durchblicken, daſs die Diezsche Art als die Methode *κατ' ἐξοχήν* anzusehen sei. Von den in Berlin lebenden Gelehrten, die damals für ein derartiges Lehramt mehr oder weniger geeignet schienen, und unter denen sich auch der Gründer unserer Gesellschaft sowie der als tüchtiger Kenner des Provenzalischen bekannte C. A. F. Mahn befanden, schien keiner dem von der Fakultät erstrebten Ideale so nahe zu kommen wie der durch seine ausgezeichneten sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu wohlverdientem Ruhm ge-

langte Eduard Mätzner, der denn auch für die Professur ausersehen wurde; eigentliche Schüler von Diez waren noch nicht hervorgetreten, und insbesondere war damals von unserem erst 24jährigen Tobler noch nicht die Rede. Der Antrag der Fakultät vom Jahre 1859 blieb aus unbekannten Gründen ohne Erfolg. Erst im Frühjahr 1867, als im Staatshaushaltsetat für dieses Jahr die Besoldung für einen ordentlichen Professor der romanischen Philologie an der Berliner Universität flüssig gemacht worden war, hatte die philosophische Fakultät unter Vorantritt ihres Dekans Moriz Haupt von neuem Gelegenheit, der Regierung ihre Anschauungen und Wünsche bezüglich der Besetzung dieser Professur darzulegen. Im Laufe der bis 1867 verflossenen acht Jahre waren sowohl Mätzner wie Mahn dem Alter entwachsen, innerhalb dessen man die für die Verwaltung eines so schwierigen und obendrein neu zu gründenden Lehramts erforderliche Frische voraussetzen zu dürfen meinte, und überdies sprach man jetzt unumwunden die Überzeugung aus, dafs nur einem aus der Bonner Schule hervorgegangenen Philologen der neue Lehrstuhl anvertraut werden dürfe. Schon unter dem 27. Januar 1867 war Haupt mit dem ihm, man darf wohl sagen befreundeten Diez brieflich in Verbindung getreten, um geeignete Vorschläge von ihm zu erbitten, wiederum bekräftigend, dafs kein anderer als ein von ihm vorgebildeter Gelehrter berufen werden würde. Adolf Tobler hat 1894 in den Sitzungsberichten der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied er seit 1882 gewesen war, die später in seinen Besitz übergegangene, bis in das Jahr 1840 zurückreichende Korrespondenz zwischen Diez und Haupt veröffentlicht und damit denn auch die Briefe beider Männer, die von seiner eigenen Berufung handeln, wenn auch nicht in der uns heute wünschenswert erscheinenden Vollständigkeit zum Abdruck gebracht. Auf die ihm von seiten Haupts zugegangene Bitte um Vorschläge, wobei der Berliner Professor bereits auf den ihm zehn Jahre früher bekannt gewordenen Tobler hinweist, antwortete Diez unter dem 4. Februar 1867. Dieses gewichtige Schriftstück hat Tobler insofern nicht vollständig wiedergegeben, als er einige, die Vorzüge seiner Persönlichkeit sowie seine wissenschaftliche Tüchtigkeit anerkennende Worte des Altmeisters unterdrückt hat. Ich befinde mich in der Lage, diesen mir aus einer durchaus einwandfreien Quelle zugeflossenen Passus der in den Sitzungsberichten zu lesenden Fassung des Briefes ergänzend einzufügen und Ihnen das, was Tobler die Bescheidenheit verbot, der Nachwelt zu überliefern, im Verein mit dem Übrigen als ein nun lückenloses historisches Dokument mitzuteilen. Der Brief lautet bis zu der Stelle, wo Diez auf etwas anderes zu sprechen kommt, folgendermafsen:

Bonn 4 Feb. 67.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, theils weil es wieder einmal Zeilen waren von Ihrer Hand, theils weil ich daraus erfuhr, dafs nun auch Berlin einen Lehrstuhl für romanische Sprachkunde und Litteratur erhalten soll. Ihre sehr geehrte Anfrage kann ich in Kürze damit beantworten, dafs ich mich mit Ihnen, der Sie ja selbst Kenner sind auf diesem Gebiete, durchaus einverstanden erkläre. Ich hatte Gelegenheit, Tobler hier in Bonn, wo er, wenn ich nicht irre, zwei Semester studiert hat, genauer kennen zu lernen und sein nicht gewöhnliches Talent und sein rasches freudiges Vordrängen in dem erwählten Fache zu beobachten. Nachher hat er in Italien handschriftliche Studien gemacht und sich in der Herausgabe altfranzösischer Texte als tüchtiger Kritiker, in einigen litterarhistorischen Arbeiten als kenntnifsreicher, selbst geistvoller Beurtheiler gezeigt. Soviel ich weifs, ist er noch in Solothurn[1] an einer Schule in nicht ungünstigen Verhältnissen, aber auch viel in Anspruch genommen. Gewifs würden Sie einen liebenswürdigen Collegen an ihm gewinnen.

Ihr treu ergebener F. Diez.

Ich mochte Ihnen, meine Herren, die Kenntnis dieses bedeutsamen Schriftstückes vor allem deshalb nicht vorenthalten, weil hier ein Gelehrter ersten Ranges, der in vertrautem persönlichen Verkehr vielfach Gelegenheit gehabt hatte, das Wesen unseres Tobler als Mensch und als Jünger der Wissenschaft zu erkennen, in seiner schlichten Weise gewissermafsen im Keime die hervorragenden Eigenschaften angedeutet hat, die wir in ihrer Entfaltung allezeit an unserem nun dahingegangenen Ehrenvorsitzenden bewundert haben. Zugleich aber beweist Diezens Brief nebst anderen oben berührten Dokumenten, dafs Tobler ohne sein Zutun zu einem freilich wesentlichen Faktor in der nach den Gesetzen historischer Notwendigkeit fortschreitenden Entwicklung geworden war, und demnach ein berechtigter Grund zu irgendwelcher Mifsstimmung ihm gegenüber keineswegs vorhanden war.

So ist denn Adolf Tobler 29 Jahre lang der Unsere gewesen, zunächst als ordentliches Mitglied, bis er nach Zupitzas Tode 1895 zum Vorsitzenden gewählt wurde und, als er 1905 dieses Amt niederlegte, den ihm als ein besonderes Zeichen unserer Liebe und Verehrung angetragenen Ehrenvorsitz übernahm. Es geht nicht an, die ganze Fülle dessen, was er in dieser langen Reihe von Jahren unserer Gesellschaft an Erleuchtung gebracht hat, in den engen Rahmen einer zeitlich beschränkten Darstellung zusammenzufassen. Doch schon ein schneller kurzer Überblick über die von ihm gehaltenen Vorträge, deren die siebzig übersteigende, von keinem anderen Mitgliede auch nur annähernd erreichte Zahl erkennen läfst, wie ernst er es von Anfang an bis zum letzten Ende mit den als Mitglied unserer Gesellschaft übernommenen Pflichten genommen hat, bringt uns die Gewifsheit, dafs in ihrer Gesamtheit alle Richtungen dieses früchteschweren Gelehrten-

[1] Das ist ein Irrtum; Tobler war damals schon in Bern.

lebens zur Erscheinung gekommen sind. Es galt allezeit in der Gesellschaft als ein Ereignis, wenn es hieſs, daſs Tobler das Wort zu einem Vortrage ergreifen würde, und in der Tat folgte man nicht ohne ein gewisses ästhetisches Behagen seinen klar und tief angelegten Gedankengängen, zumal er ihnen eine der Höhe ihres Gegenstandes angemessene, fest und sicher einherschreitende Würde der Form zu geben wuſste. Immer darauf bedacht, aus der Masse des herandrängenden Stoffes die ihm Leben und Gestalt gebende Idee gewissermaſsen in ihrer Reinkultur herauszukristallisieren, bot er uns die neuesten Ergebnisse seiner Studien auf dem von ihm mit so viel Liebe und Erfolg gepflegten Gebiete der romanischen Syntax; entwickelte er vor uns seine von reichster Sachkenntnis und feinstem Spürsinn getragenen Ideen über den Ursprung dunkler Wörter; und nicht weniges von dem, was nach seiner Veröffentlichung durch den Druck ihm den bewundernden Beifall der Gelehrtenwelt brachte, durften wir zuerst erfahren. Mit wie feinem Gefühl für das innezuhaltende Maſs verstand er es, den Mitgliedern unserer Gesellschaft, die doch natürlich unvorbereitet vor die ihnen durch Tobler nahegebrachte Materie gestellt wurden, in das Wesentliche der Frage, die er zu behandeln gedachte, in das, worauf es ankam, einzuführen und auf so geschaffener sicherer Grundlage seine Entwicklungen aufzubauen; so wenn er sich angelegen sein lieſs, bisher dunkel gebliebenen oder von anderen miſsverstandenen Textstellen unter Anwendung eines wiederum aus zuverlässigster Vertrautheit mit der Sprachentwicklung und Kenntnis des historisch Möglichen erwachsenen kritischen Verfahrens die rechte Deutung oder allein zulässige Fassung zu geben, eine Kunst, in der er uns und allen Fachgenossen als unbestrittener Meister galt. Eine wie tiefe, zuweilen, wie es scheinen konnte, an eigenen Erfahrungen gereifte Menschenkenntnis legte er an den Tag, wenn es ihn drängte, sich vor uns über die Eindrücke auszusprechen, die die Werke neuerer Literatur, etwa gewisse Dichtungen seines älteren Landsmannes Konrad Ferdinand Meyer, auf sein zum Empfangen wie zum Geben gleich bereites Gemüt ausgeübt hatten; und mit welcher Menschenliebe und verständnisvollen Hochachtung für das Urwüchsige er sich in der kernigen Schlichtheit seines eigenen Wesens auch für die nach Form und Inhalt oftmals wenig zarten, aber immer treffenden Geistesprodukte des niederen Volkes erwärmen konnte, lieſsen uns seine Vorträge über die später in Buchform mit Übersetzungen von ebenbürtiger Urkraft erschienenen Bauernsprichwörter, über die von ihm mit besonderer Freude aufgenommenen Volkslieder oder seine in weiteren Kreisen bekanntgewordenen Äuſserungen über den Begriff ‘Chauvinismus’ erkennen.

Und schlieſslich, wer von uns gedenkt nicht der weihevollen Stunden, in denen unser heimgegangener Meister, tief ergriffen

dem Gebote seines Herzens folgend, es unternahm, seiner und unserer Trauer um abgeschiedene Freunde, Amts- und Fachgenossen Worte zu leihen. Seinem jüngeren Freunde Adolf Gaspary und wenige Jahre später seinem ihm freundschaftlich nahestehenden Universitätskollegen, unserem früheren Vorsitzenden Julius Zupitza, hat er einst in tiefempfundener Würdigung ihres Wertes ehrende Worte in die Ewigkeit nachgerufen, und wir sind, selber tief ergriffen, Zeugen geworden, wie unser Tobler in seinem bitteren Leid um seinen vielgeliebten, von früher Jugend her ihm engverbundenen Studienfreund Gaston Paris, von Schmerz übermannt, verzichten mufste, alles das zu sagen, wovon sein Herz so tief bewegt war.

Und so ist es gewifs nicht allzu vermessen, wenn ich zu sagen wage, dafs aufser seinen nächsten Angehörigen wohl kaum ein anderer von den geselligen Kreisen, denen Tobler angehört hat, so oft und so ergiebig Gelegenheit gehabt hat, in die verschiedenen Seiten seines reichen Innenlebens Einblick zu gewinnen, wie gerade wir, wie gerade unsere Gesellschaft. Wir haben das Glück gehabt, ihn in der Blüte kraftvoller Männlichkeit und dann lange Jahrzehnte hindurch bis in sein hohes Alter den Unseren zu nennen; uns war es vergönnt, ihm in kurzen Fristen immer wieder nahezutreten, uns des Lichtes und der Wärme der von ihm ausgehenden Weisheitsfülle zu erfreuen; uns ist er nicht nur der grofse Gelehrte gewesen, uns hat er sich auch in seiner ganzen schönen Menschlichkeit enthüllt.

Und wenn ich nun den uns bleibenden Eindruck von seiner Persönlichkeit kurz zusammenfassen darf, so wüfste ich mich keiner schöneren und treffenderen Worte zu bedienen als derjenigen, mit denen Tobler selbst noch vor wenigen Jahren dem Wesen der beiden ihm am nächsten stehenden Fachgenossen gerecht zu werden versucht hat, wenn er gelegentlich seiner Veröffentlichung einer Anzahl von Gaston Paris an Diez geschriebener Briefe 'des unauslöschlichen Eindrucks einer unendlichen Güte, einer vollen Reinheit und höchsten Adels der Gesinnung' gedenkt, den der persönliche Umgang mit Diez und dann mit Gaston Paris, der auch hinsichtlich dieser hohen Eigenschaften ein würdiger Schüler des grofsen Meisters gewesen sei, bei ihm hinterlassen habe. Dieses schöne Urteil ist für uns jetzt, da Tobler sich zu den beiden vor ihm dahingegangenen Freunden gesellt hat, besonders ergreifend, weil er, auf seinen eigenen Tod anspielend, mit dem Geständnis nicht zurückhält, dafs er nicht zu hoffen wage, so innig er es auch wünsche, vor der Nachwelt mit dem wohlverdienten Anspruch auf die gleiche auszeichnende Beurteilung zu erscheinen.

Ja, meine Herren, dieser gute, reine Mensch ist unser gewesen, und wenn es uns nun auch hinfort nicht mehr gegönnt

ist, ihn in seiner Körperlichkeit hier unter uns zu sehen, so wird die Erinnerung an die köstliche Zeit, da er bei uns war, unvergänglich in uns leben und Gutes und Schönes in uns wirken. Wenn wir einst in festlicher Zeit seinem in Erz gegrabenen Bilde in poetischer Form den Gedanken beifügten, daſs unter seinem Schatten der Weingarten sich eines gedeihlichen Wachstums erfreue, und wir dem Worte 'Schatten' in dieser Verbindung die ihm in biblischer und von da aus auch in altromanischer Sprache anhaftende Bedeutung von Schirm und Schutz gegen die Unbilden des Lebens zuerkannt wissen wollten, so ist nun dasselbe Sprüchlein in einem tieferen, weihevolleren Sinne zu einer neuen Wahrheit geworden — Tobler bleibt der Unsere, und in diesem Sinne rufen wir ihm nach: Ave, pia anima!

Alfred Risop.

Adolf Tobler.

Ein Lebensbild.

Eine tragische Fügung hat es gewollt, daſs ich, der ich einst in ihre Mitte durch unseren Meister und Freund Adolf Tobler eingeführt worden bin, hier, wo Sie so oft seinem Wort gelauscht haben, nun zum erstenmal das Wort ergreife, um dem toten Meister und Freund zu huldigen.

Wir hatten noch auf ein langes Zusammensein gerechnet.

Er mochte nicht von heut' auf morgen von seiner Lehrtätigkeit lassen, die hier fast ein halbes Jahrhundert seines Lebens erfüllt hat, und mir erschien es als ein reiches Geschenk meines akademischen Schicksals, daſs er neben mir bleiben und mir die Übernahme der Aufgabe erleichtern würde, die mir durch sein Vertrauen viel mehr als durch mein Verdienst zugefallen ist. Denn wer würde die Aufgabe, eines A. Tobler Nachfolger zu sein, ohne Zagen übernehmen?

Unsere letzten Unterredungen galten diesem schönen Plane gemeinsamer Lehrtätigkeit, und in diesen Gesprächen kam seine vornehme Gesinnung und sein Wohlwollen zu unvergeſslichem Ausdruck. Er dachte nicht an sich; er dachte an die Sache und an den anderen. Guten Mutes, vertrauensvoll schied ich vor einigen Wochen von ihm:

Qui a proudome parole, si se repose heiſst es in seinen 'Sprichwörtern des gemeinen Mannes'.[1]

Wir durften weiter auf seine Vorlesungen über historische Syntax, über Hermeneutik, über Dante rechnen, und der Kreis seiner Seminaristen sollte ihn nicht entbehren.

Das ist nun anders gekommen. Mit der Wucht der Zerstörung ist das Schicksal hereingebrochen, hat alle Zukunftspläne zunichte gemacht und in den Kreis der Fachgenossen laute Klage und Trauer gebracht.

Ihm ist freilich ein Wunsch in Erfüllung gegangen: er ist mitten aus der Arbeit hinweggenommen worden. Er ist, wie er es sich wünschte, sozusagen am Schreibtisch, gleich Petrarca, gestorben.

Nun soll ich von ihm zu Ihnen sprechen, zu Ihnen, die Sie fast alle seine Schüler und hier lange Jahre hindurch seines Geistes Genossen gewesen sind, ich, der ich immer fern von ihm gelebt habe und der ich in meiner Studienzeit den Weg nach Berlin leider nicht gefunden. Man möchte sagen, ich sollte hier eher von Ihnen hören als zu Ihnen reden. Wenn ich gleichwohl den ehrenvollen Auftrag, der mir durch unseren Vorsitzenden geworden ist, übernommen habe, so geschah es, weil Herr Risop selbst erst das Wort zu ergreifen versprach und weil ich als Landsmann und Freund des Verewigten Ihnen allerlei hoffe sagen zu können, was Sie in dieser Stunde freundlich aufzunehmen bereit sind.

Meine Beziehungen zu Adolf Tobler gehen ins Jahr 1878 zurück. Er war in jenem Sommer in der Schweiz, und von Zürich aus suchte er mich in meinem Elternhause zu Winterthur auf. Sie können sich denken, welch freudige Erregung dieser Besuch mir brachte und wie glücklich ich war, von Professor Tobler eine Empfehlungskarte an Gaston Paris zu erhalten, bei dem ich meine Studien fortsetzen wollte. Unzertrennlich ist für mich die Erinnerung an diese beiden geistigen Führer, und in der langen Reihe von Briefen und Karten, die ich von beiden aufbewahre, sind mir die teuersten zwei Stücke, die ihre beiden Namen vereinigen: ein Brief aus Le Pouliguen (1889), den Gaston Paris und sein Gast Adolf Tobler gemeinsam geschrieben haben, in die vier Seiten sich teilend, und eine Visitenkarte mit ihrer beider Namen, das sichtbare Zeugnis ihres unvergeſslichen gemeinsamen Besuches in Bern (1883). In freundschaftlichem Verkehr mit Adolfs Schweizer Brüdern durfte ich aus der Ferne an seinem Leben Anteil nehmen. Indessen haben wir uns auch in unserer Heimat öfters getroffen, in Freude und auch in Leid. Am Sterbebett seines Bruders, meines Kollegen Ludwig Tobler, führte mich mein Amt als Dekan in gemeinsamer Trauer mit ihm zusammen. Hier in Berlin habe ich im Laufe der Jahre viel teure Stunden, oft als Gast seines Hauses, mit ihm verbracht. So glaube ich manches über ihn und durch ihn zu wissen, wovon ich hier, in seiner wissenschaftlichen Familie, reden darf. Ich möchte hauptsächlich die schweizerische Vorgeschichte des Berliner Romanisten Ihnen erzählen.

Das alte Züricher Geschlecht der Tobler hat der Vaterstadt

manchen tüchtigen Mann geschenkt. Die nächsten Vorfahren unseres Freundes waren Geistliche, Land- und Stadtpfarrer, Chorherren und Professoren der Theologie. Ein kräftiges Geschlecht mit kinderreichen Familien, die gelegentlich an Gestalten aus Meister Gottfrieds Novellen erinnern. Die Tobler des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts waren 'liberal'; sie gehörten zu den 'Patrioten', wie der parteipolitische Ausdruck lautete. Sie waren Anhänger des Umschwunges, den die Französische Revolution dem Lande gebracht und der das patrizische Regiment stürzte. Politischer Freisinn war Toblersches Familienerbe, auch bei denen, die sich nicht mit Politik beschäftigten. Bei manchem Familienglied zeigt sich ein künstlerischer Einschlag: der malt, der andere dichtet, dem dritten hat die Musik es angetan. In der nächsten Verwandtschaft erscheint auch ein Philologe: Adolf Toblers Groſsonkel Kaspar Hirzel hat eine französische Grammatik geschrieben, die lange Autorität genoſs.

Man will beobachtet haben, daſs des Groſsvaters Art oft auf den Enkel übergeht. Nun, Adolf Toblers Groſsvater, der Pfarrer Tobler von Stäfa, wird in einer Familienchronik mit Worten geschildert, in denen wir den Enkel wiedererkennen:

'Er nahm teil', heiſst es von dem alten Pfarrherrn, 'an jeder unschuldigen Freude, hatte offenen Sinn für jede Schönheit der Natur, für die Genüsse der Kunst, namentlich der Musik und des Gesanges, war empfänglich für Freundschaft, Liebe und traute Geselligkeit. Bescheiden, drängte er sich nie vor, aber ein gewisses Selbstgefühl, das ihm seine nicht geringen Geistesgaben und sein reines sittliches Bewuſstsein gar wohl erlaubten, bewahrten ihn vor unmännlicher Furcht und aller unwürdigen Kriecherei. Wo es am Platze war, scheute er sich nicht, schlechten Subjekten, auch wenn sie hochgestellt waren, die bittere Wahrheit ins Gesicht zu sagen.'

So der Pfarrer von Stäfa und so sein Enkel, der Berliner Professor.

Adolfs Vater, der Pfarrer Salomon Tobler, war eine weiche träumerische Künstlernatur, den Familientradition in die Laufbahn des Theologen gedrängt hatte. In ihm trafen die verschiedenen künstlerischen Einschläge der Vorfahren zusammen. Aber seine künstlerische Anlage fand keine systematische Ausbildung. Nach der Eingebung des Tages zeichnete er, sang er zum Saitenspiel, und die Inspiration einer glücklichen Stunde weckte auch den Poeten in ihm.

Das Stadtkind heiratete 1820 ein gebildetes, tüchtiges Mädchen vom Lande, und bei der Hochzeit machte den Maître de plaisir Vetter Salomon Hirzel, der spätere Leipziger Buchhändler, dessen Tochter ein halbes Jahrhundert nachher Adolf Toblers Gattin werden sollte.

Adolf war das zweitjüngste Kind von sechs Geschwistern. Er hatte eine ältere Schwester und vier Brüder, die er sämtlich überleben sollte.

Drei ländliche Stationen bezeichnen den pfarramtlichen Lebensweg Salomon Toblers: erst das einsame, unwirtliche Sternenberg, dann das liebliche Hirzel auf der Höhe des Albis und endlich das idyllische Embrach.

Im Pfarrhaus zu Hirzel, wo der entzückte Blick vom blauen Zürcher See hinaufschweift zu den Alpen, kam Adolf Tobler zur Welt, 1835, als der Vater eben sein Epos vom Heldenkampf der Nidwaldner gegen die Franzosen vollendet hatte. Adolf ist der Sohn des Dichters der 'Enkel Winkelrieds', über welche Cornicelius vor zwei Jahren in unserem *Archiv* gehandelt hat. In diesem Pfarrhause war auch Meta Heufser geboren, eine bekannte schweizerische Dichterin, und deren Tochter, Johanna Spyri, stammt ebenfalls aus Hirzel. Es ist ein Poetennest, dieses Bergdörfchen hoch über dem Sihltal.

Diesem Pfarrhaus gelten die Strophen des Huldigungsgedichtes 'An mein Vaterland', das Salomon Tobler den 'Enkeln Winkelrieds' vorausgesandt hat:

Heil mir! Hier hebt auch mir sich eine Hütte,
Ich tauschte sie um keinen Goldpalast;
Hier leb' ich in des freien Landes Mitte,
Von Sorgen frei in süfser Friedensrast.
Ein treues Weib und holde Kinder weben
Der Freuden viel in mein verborgnes Leben.
Der eignen Bäume Frucht pflückt unsre Hand,
Uns reift das goldne Korn auf eignem Land.

Ob auch aus Balken kunstlos nur gefüget,
Schützt doch vor Glut und Frost das niedre Dach.
Mit schwankem Grün und süfsen Früchten schmieget
Die Rebe sich ums freundliche Gemach.
Auf hehre Alpen sieht's und stille Tale,
Errötet von des Morgens erstem Strahle,
Und sinkt die Sonne hinterm Bergeskranz,
Brennt flammengleich der kleinen Fenster Glanz.

Hinter diesen kleinen Fenstern sang der Pfarrherr seine Kinder in den Schlaf, mit der Gitarre an ihren Bettchen sitzend; auf diesen Höhen fuhr der Pfarrherr, wie er selbst berichtet, seine Jungen in einem kleinen Wägelchen stundenlang durch Feld- und Wiesenwege.

Doch nur die ersten fünf Lebensjahre verbrachte Adolf hier oben. Der politische Sturm des Jahres 1839 brauste auch durch das Pfarrhausidyll von Hirzel.

Die Berufung D. F. Straufs' als Theologieprofessor an die junge Universität Zürich war im September 1839 das Signal zur Auflehnung des konservativen Volkes gegen die liberale Regie-

rung geworden. Auf den Ruf, dafs die Religion in Gefahr sei, war das erregte Landvolk, ein kirchlicher Landsturm, nach der Hauptstadt gezogen und hatte die Regierung gestürzt. Auch Bewohner von Hirzel hatten an dem Zuge teilgenommen.

Am Sonntag darauf tat Pfarrer Tobler einen schweren Gang nach seiner Kirche. Er fühlte die Verpflichtung, ein offenes Wort über diese revolutionären Vorgänge zu sagen, und wufste, dafs er damit in Gegensatz zu seiner konservativen und glaubenseifrigen Gemeinde treten würde. Seine Worte erregten denn auch leidenschaftlichen Widerspruch. Er konnte den sonntäglichen Gottesdienst nicht zu Ende führen, und seines Bleibens war in der friedlosen Gemeinde nicht mehr. Im blühenden Mai des folgenden Jahres bezog er die Pfarrei Embrach.

Hier wuchs Adolf heran. Diesem Pfarrhause galten seine Jugenderinnerungen. Daher stammen die Bilder, die Sie alle in seinem Berliner Studierzimmer gesehen haben. Hier hat er die Volksschule besucht, an die er sich gern und dankbar erinnerte.

Von hier kam er mit dreizehn Jahren (Ostern 1848) zu seiner Ausbildung ans Gymnasium nach Zürich, das er im April 1854 mit glänzendem Zeugnis absolvierte. Nur in einem Fache fehlte ihm die höchste Note: im Französischen. So schien er nicht zum Romanisten bestimmt.

Leider hat er über sein Leben keine Aufzeichnungen hinterlassen. Einzig über diese Züricher Bildungszeit findet sich einiges aus seiner Feder in einem Italienisch geschriebenen Aufsatze mit dem Titel *Zurigo*[1], den er einige Jahre später in einem Florentiner Familienblatte veröffentlichte, und den er, um seine Spur zu verwischen, als aus den Papieren eines verstorbenen Schweizers stammend ausgab.

Da sehen wir den Gymnasiasten, der seine freie Zeit der Musik widmet, dessen bescheidenes Zimmer ein Klavier schmückt, der seine Mitschüler mit Vorträgen und Unterricht für seine Kunst begeistert und sie sogar in den Zwischenpausen um sich schart, um ihnen aus einer Musikzeitschrift vorzulesen. Die Jahrestage berühmter Komponisten feierte er im stillen Kämmerlein, indem er bei einer Tasse Kaffee die Biographie des Meisters las und den Tag über aus dessen Werken spielte. Bei den berühmtesten Konservatorien zieht er Erkundigungen ein über die Aufnahmebedingungen.

Er wollte Musiker werden.

Als er am Scheidewege stand, nach der Maturitätsprüfung, da brachte der Rat seines älteren Bruders Ludwig und eines

---

[1] 'Zurigo. Questo scritto fu trovato fra le carte lasciate da uno Svizzero morto in Italia.' Estr. dalle 'Letture di Famiglia', Decade II, Tomo IV. Firenze, Tip. Galileiana di M. Cellini e. C. o. D. 39 S.

lieben Lehrers den Neunzehnjährigen davon ab. Er wandte sich dem Studium der Philologie zu, und die romanischen Sprachen zogen ihn besonders an. Drei Gründe nennt er dafür. Einmal fesselte ihn diese divergierende Entwicklung des Latein. Dann erschien ihm das Studium des Romanentums für einen Schweizer, dessen Vaterland deutsch-romanisch ist, als eine patriotische Aufgabe, dienlich *a più intima fusione delle miste nazionalità.* Und endlich wollte er der verhängnisvollen Lehrmethode derer entgegentreten, die bloſs zu parlieren verstehen und nichts erklären können: *opporsi al pernicioso metodo di coloro che, non spiegando nulla, non sapendo le ragioni di nulla, preparati all'insegnamento per il solo soggiorno all'estero v'intronano gli orecchi finchè non cicalate come loro ...*

Liegt nicht schon hier das Wesen seines Lehrens und Forschens ausgesprochen? Liegt nicht die Einheit seiner Lehre in diesen Worten *spiegare ... sapere le ragioni*? Wie hat er die Aufgabe, die er hier in jugendlichem Eifer formuliert, in reicher Lebensarbeit erfüllt! Und richtete sich seine Kritik nicht zeit seines Lebens *contro il metodo di coloro che non spiegano nulla, che non sanno le ragioni di nulla*?

Vier Semester ist er in Zürich immatrikuliert, ein lebensfrohes Mitglied der Studentenverbindung Zofingia. In höchst amüsanter Weise hat er in jenem Florentiner Familienblatt die Biersitten dieses trinkfesten Völkchens geschildert, unter feierlicher Anrufung des Gambrinus, von Füchsen (*volpi*) und Burschen (*garzoni*), von Brandern (*bruciati*) und alten Häusern (*case vecchie*), von Biertaufen und Salamandern geredet mit der Sachkenntnis der eigenen Erfahrung. Er erzählt den erstaunten Florentinern, wie der Züricher Student spät aus der Kneipe ans Ufer des Sees zieht, dort ein mitternächtiges Bad nimmt und dann zur Höhe des Ütliberges emporsteigt, um die Sonne aufgehen zu sehen. Die 100 Züricher Studenten, meint er, trinken nicht weniger als die 800 Tübinger und machen mehr Lärm als die 1600 Berliner.

Zürich hatte damals noch keine romanistische Professur. Der Philosoph Bobrick, von dessen etwas abenteuerlicher Persönlichkeit Tobler noch später sprach, kündigte gelegentlich Lektüre neuerer spanischer Dichtungen an. Das ist das erste romanistische Kolleg und das einzige, das Tobler in der Züricher Studienzeit hörte. Sein Studium galt besonders der klassischen und der germanischen Philologie. Er hörte bei Köchly, Schweizer-Sidler, F. Th. Vischer u. a.

Sein fünftes und sechstes Semester verbrachte er in Bonn (1856—57). Er hörte Gotisch, Dantes *Inferno* und Calderón bei Friedrich Diez, vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen, Altfranzösisch und Provenzalisch bei Delius, Neufranzösisch bei Monnard. Der Vater im Pfarrhause zu Em-

brach freute sich der Studien seines Sohnes Adolf, nahm sein Italienisch wieder auf und erschloſs sich mit den Büchern seines Sohnes auch die spanische Literatur.

In Bonn macht Tobler zwei Bekanntschaften, die in der Folge für sein Leben groſse Bedeutung gewannen: er lernte Moritz Haupt und Gaston Paris kennen, Moritz Haupt, den Berliner Philologen, dem er im Hause Böckings vorgestellt wurde und dessen Kollege er einst werden sollte, und den siebzehnjährigen französischen Studenten Gaston Paris, mit dem der Einundzwanzigjährige hier eine Freundschaft fürs Leben schloſs. Ein Wintersemester (1856/57) waren die beiden in Bonn zusammen, Tobler hörte Calderón, Paris Tasso bei Diez, mit dem sie beide auch persönlich Verkehr pflegten. Es ist eine merkwürdige Fügung, daſs die Lebensfreundschaft der beiden groſsen Meister unseres Faches zu Bonn geschlossen wurde, gleichsam unter den Auspizien dessen, der unsere Wissenschaft aus der Taufe gehoben hat: Friedrich Diez! Hier klingen drei groſse Namen zusammen. Und im Verkehr der beiden Studenten hat gewiſs der ältere und in seiner Studienrichtung gefestigte Tobler, der schon im sechsten Semester stand und tüchtige Kenntnisse besaſs, einen bestimmenden Einfluſs auf den jüngeren Paris geübt, der seinen Weg noch suchte.

Zur Bonner Studienzeit hat Tobler sich einmal im *Archiv* (CXV, 75) kurz geäuſsert. Da erzählt er, wie er jede Woche auf eine Stunde allein zu Diez in die Wohnung kam und nach eigener Wahl dieses oder jenes Stück aus Mahns Werken der Troubadours übersetzen durfte. In diesem persönlichen Umgange empfing er von seinem Lehrer den unauslöschlichen Eindruck 'einer unendlichen Güte, einer vollen Reinheit und höchsten Adels der Gesinnung', und er fügt hinzu: 'daſs man mich in solchem Zusammenhang einmal *un élève de Diez* nenne, darf ich nicht zu hoffen wagen, sonst würde ich es innig wünschen'.

Im Sommer 1857, also am Schluſs seines siebenten Semesters, promovierte Tobler in Zürich mit seiner Arbeit über die romanische Konjugation, welcher 'Bemerkungen zum provenzalischen Alexanderlied' angehängt sind, die schon eine ungewöhnliche Belesenheit verrieten und ganz in der Art gehalten sind, wie er sie später zu einer langen Reihe von Texten liefern sollte.

Auf die Lehrjahre folgen die Wanderjahre, denn erst vier Jahre nach seinem Examen trat er in den Staatsdienst. Diese Wanderjahre verbrachte er studierend und unterweisend im In- und Auslande, in Italien und Frankreich. Im Spätjahr 1858 finden wir ihn in Rom; dann nimmt er eine Stelle für Französisch und Italienisch im berühmten Institut Hofwyl bei Bern an. Der Direktor sieht ihn nach anderthalb Jahren mit 'wahrem Bedauern' scheiden und nennt ihn den Freund seiner Kollegen

und Schüler. Adolf Tobler vertauscht Hofwyl mit Florenz. Da unterrichtet er während acht Monaten den Sohn des Deputierten Cavaliere Bartolommeo Cini, der ihm ebenfalls ein glänzendes Zeugnis mitgibt, denn *'sarebbe difficile incontrare persona più degna di ogni elogio e di ogni stima'*, und in dessen Familie nach dem Zeugnis Pio Rajnas noch heute des jungen Schweizer Lehrers Andenken lebendig ist. Ein Florentiner Gymnasialdirektor bescheinigt im Frühjahr 1861 dem scheidenden *Signor dottore Ad. Tobler di Zurigo*, dafs er so umfassende und genaue Kenntnisse in italienischer Sprache und Literatur besitze *'da potere insegnare l'una e l'altra con perfezione'*. Dafs er das Italienische beherrschte, das beweist eben jener Aufsatz 'Zurigo', der in seiner feinen und humorvollen Art schon ganz den Habitus des späteren Adolf Tobler zeigt. Das ist der Schalk, den wir kennen, der hier die Feder führt, der von akademischer Freiheit, von Fackelzug und Katzenmusik erzählt und über solche Jugendbeichte lächelt, um sie von neuem zu beginnen. Mir ist, als fühlte man, wie der Schreiber von der Lektüre Manzonis herkommt, dessen behagliches Plaudern, dessen lehrhafte Digression und scherzhaften Zwischenbemerkungen ihm sympathisch sein mufsten.

Von Florenz ging's im Mai 1861 zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach Paris. Die Frage nach einer Lebensstellung wird dringlicher. Verschiedene Aussichten werden erwogen. Da bietet sich im Herbst des Jahres Solothurn mit einer Lehrstelle für französische Sprache an seiner Kantonsschule.

Fünf Jahre hat Tobler diese Stelle innegehabt. Er lehrte da, wie ihm zum siebzigsten Geburtstage ein alter Schüler bezeugt, 'ein solides, wetterfestes Französisch'. Der junge Mann mit der hohen Gestalt und dem durchdringenden klaren Blick erwarb sich rasch die Zuneigung der Schüler, die Hochachtung der meist schon älteren Kollegen und aller gesellschaftlichen Kreise. Aus dem angeregten Leben dieser Solothurner Zeit hat Lazarus in seinen Lebenserinnerungen geplaudert. Lazarus fuhr von Bern herüber zur Solothurner 'Töpfergesellschaft', und wohl erkennt man in seinen Schilderungen den, der den Namen 'der Troubadour' trug und als 'Sänger, Junggeselle und moderner Philologe' bezeichnet wird. Tobler sang, übersetzte und kommentierte nicht nur fremde Lieder; er dichtete auch selbst. Er liebte es, das Erlebte in dichterische Form zu kleiden, den Abschied vom Vaterhause oder den politischen Kampf, und das zarte Wort wie das herbe und ironische standen ihm zur Verfügung. Hier hat Tobler Beziehungen geknüpft, die fürs Leben vorhielten. Noch nach Jahrzehnten war den Solothurnern der tüchtige junge Magister in Erinnerung, der Direktor ihrer 'Liedertafel', der liebenswürdige und lebensfrohe Gesellschafter, der charaktervolle Bürger, der im Verkehr mit den politischen Machthabern, wie

eine Solothurner Zeitung sagte, ‘so etwas wie einen Stecken im Rücken hatte’.

Im Herbst des Jahres 1866 folgte Tobler einem Ruf an die Kantonsschule zu Bern als Lehrer des Französischen und Italienischen. In Bern traf er seinen älteren Bruder Ludwig als Extraordinarius für germanische Philologie an der Universität, und ihn selbst muſste die Möglichkeit der Habilitation locken.

Mittlerweile war er in den Kreisen der Fachgenossen durch eine Reihe von Arbeiten bekannt geworden, die von ungewöhnlichen Kenntnissen, von Scharfsinn und Gründlichkeit zeugten und ihn als Kenner der verschiedensten Gebiete der romanischen Linguistik und Literaturgeschichte legitimierten. Provenzalische und altfranzösische Texte hatte er seit 1858 in Eberts *Jahrbuch,* in Herrigs *Archiv,* beim ‘Stuttgarter literarischen Verein’, als Beilage zum Solothurner Schulprogramm herausgegeben. Ein erfolgreiches ‘Italienisches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen’ (1866, zweite Auflage 1868) lieſs den erfahrenen Schulmann erkennen. Geschmackvolle Vorträge und Aufsätze, mit denen er sich an ein weiteres Publikum wandte, zeigten die Kunst seiner populär-wissenschaftlichen Darstellung. Mit der gleichen Sachkenntnis berichtete er über Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich (1862) wie über das volkstümliche Epos der Franzosen (1866). Im nämlichen Jahre führt er in der ‘Beilage zur allgemeinen Zeitung’ dem deutschen Publikum Gaston Paris’ *Histoire poétique de Charlemagne* vor, welches Buch ihm der Freund *en souvenir de longue amitié* gesandt hatte. Und noch 1866 schrieb er über den Roman *Flamenca* einen Artikel in den ‘Grenzboten’ und veröffentlichte zugleich in den ‘Göttinger gelehrten Anzeigen’ jene kapitale Besprechung der Meyerschen Ausgabe, die den Meister verrät. Genug! Ich wüſste nicht, wer damals in deutschen Landen in ähnlicher Weise den neuesten Forschungen auf romanistischem Gebiete, kritisch und mitarbeitend, folgte, wie der junge Schweizer Gymnasiallehrer.

Unter diesen Umständen hieſs die philosophische Fakultät der Universität Bern zu Anfang 1867 sein Habilitationsgesuch für romanische Sprachen und Literaturen willkommen, und er kündigte für das Sommersemester ein einstündiges Kolleg ‘Einleitung in das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur’ an. Doch fand sich kein Zuhörer, wie er mir später einmal schrieb.

Ein seltsames Zusammentreffen! In den nämlichen Tagen, da die Berner Fakultät seine Habilitation genehmigte, entschied sich auch in Berlin sein Schiksal. Der damalige Dekan der Berliner Fakultät, Moritz Haupt, wendet sich im Januar 1867 an den alten Diez nach Bonn mit der Nachricht, daſs Berlin für

seinen neubegründeten romanistischen Lehrstuhl einen tüchtigen Philologen suche. Wie Haupts und Diez' Vorschläge sich in der Person des jungen Tobler begegneten, haben Sie eben gehört.

Vier Monate darauf, am 23. Mai, seinem zweiunddreifsigsten Geburtstage, erging an Adolf Tobler der Berliner Ruf für ein Extraordinariat mit 1000 Talern Gehalt, und am 27. Mai kommt er bei den Berner Unterrichtsbehörden um seine Entlassung ein. In dem Entlassungsgesuch bezeichnet er die akademische Wirksamkeit als etwas, das seit langer Zeit Gegenstand seines sehnlichen Wunsches gewesen sei. Bern, das ihn nur so kurze Zeit besessen, liefs ihn mit herzlichen Wünschen und mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns scheiden. Das Schreiben der Schulkommission leiht der Überzeugung Worte, dafs Tobler 'mit der ihm eigentümlichen Auffassung und Lösung' des gymnasialen Pensums 'die gediegensten Ergebnisse' erwarten liefs.

So verlor Bern seinen ersten Romanisten — und zugleich seinen Musikreferenten. Adolf Tobler lieferte dem Berner 'Intelligenzblatt' pseudonyme Konzertberichte, deren Geheimnis die Redaktion versprochenermafsen treulich wahrte. Dafs der unbekannte Referent auch im Lehrerzimmer nicht immer Zustimmung fand, ist natürlich. Hier seinen ahnungslosen Kritikern gegenüberzustehen, bereitete ihm Spafs.

Mit dem Wintersemester 1867 trat er in die hiesige Universität ein, als Kollege von Mommsen und Ranke, Müllenhoff und Steinthal, Boeckh und Haupt, Bopp und Droysen.

Er begann mit dem *Chevalier au lyon,* der ihn durch die vierzig Jahre seiner hiesigen Tätigkeit begleitet hat, und mit Provenzalisch. Hinter dem Altfranzösischen und Provenzalischen trat das Italienische, das ihn bisher vorzugsweise beschäftigt hatte, in Berlin zurück; doch hielt er regelmäfsig über Dante — wie auch über Cervantes — Kolleg. Schon damals las er in der Frühe des Tages. Bereits im Sommer 1868 kündigte er jene Übungen der 'romanischen Gesellschaft' an, aus welchen sein Seminar hervorgegangen ist.

1868 begründete er seinen Hausstand. Sie sind Zeugen des Glücks gewesen, das ihm da erblüht ist. Im Sommer 1869 lehnt er einen Ruf nach Marburg ab, und im Januar 1870 wurde er ordentlicher Professor. Von diesem Ordinariat nahm er gleichsam Besitz mit jener meisterlichen Ausgabe des *Dit du vrai aniel* (1871), in welcher er zuerst an einem altfranzösischen Gedicht es unternommen, die ursprüngliche mundartliche Gestalt wiederherzustellen.

Nun gehörte er Berlin, ohne dafs er aufgehört hätte, Schweizer zu sein und das Gedankenerbe und die Sprache seiner Heimat treu zu bewahren. Er durchlief die Ehrenämter seiner Universität, war Dekan 1876 und Rektor 1890.

Mit Wattenbach und Diels zusammen wurde er am Leibniztage des Jahres 1882 in die Akademie aufgenommen und vom Sekretär Mommsen bewillkommt. Tobler spricht in seiner Rede von seinen bisherigen Arbeiten und von seinen Plänen. Wenn je eine Sammlung seiner kleineren Schriften veranstaltet wird, so wird diese kurze Rede dazu gehören. Er bestimmt hier selbst seine Stellung in der damaligen Forschung, spricht von seinen kritischen Ausgaben, seinen Arbeiten zur historischen Syntax und zur historischen Lehre vom Versbau, besonders aber von jener Sammlung gelegentlicher Notizen von lexikalischen Merkwürdigkeiten, die er zu einem Wörterbuch des Altfranzösischen auszuarbeiten sich entschlossen habe, und umschreibt die Aufgabe, die ein solches Wörterbuch zu erfüllen hat.

Und Mommsen antwortet: 'In Dir, mein teurer Freund Tobler, begrüfsen wir den ersten selbständigen Vertreter dieser jetzt mündig gewordenen Wissenschaft, in Dir nicht blofs einen ihrer Meister, sondern zugleich den entsagenden und mutigen Unternehmer eines jener fundamentalen Werke, die geschaffen zu haben dem Gelehrten das reine Gefühl nützlichen Strebens gewährt, an denen helfend und fördernd mitgewirkt zu haben der Ruhm der Akademien wie der Regierungen bleibt.'

Auch Mommsen spricht hier von Toblers Wörterbuch, dessen Drucklegung Tobler eben damals, nachdem er schon Druckproben hatte herstellen lassen, entsagt hatte. Denn Godefroys *Dictionnaire de l'ancienne langue française* hatte 1880 zu erscheinen begonnen. Das Urteil über dieses fleifsige aber diffuse und unzuverlässige Werk steht längst fest: ihm gehen in Anlage und Ausführung gerade die philologischen Qualitäten ab, die das Wörterbuch Toblers ausgezeichnet haben würden, und wenn Godefroys *Dictionnaire* uns allen genützt hat, so hat es anderseits der ganzen Forschungsarbeit der letzten dreifsig Jahre den Schaden zugefügt, dafs sie seinetwegen Toblers Wörterbuch entbehren mufste. Was uns dieses gebracht hätte, das lassen all die Beiträge erkennen, die Tobler zur Wortforschung in etymologischen und syntaktischen Arbeiten, in Rezensionen und Anmerkungen zerstreut hat: blühende Zweige, die von einem Baume gebrochen sind, dessen ganze Krone, dessen Stamm dem Auge sich entzogen. Welch fruchtbeschwerte Äste dieser Baum tragen mag, erkennen wir auch daraus, dafs nach Toblers Überzeugung, 'der gröfste Teil dessen, was gemeiniglich der Syntax zugewiesen wird, fürs Französische durchaus dem Wörterbuche und nur ihm anheimfällt'.

In dem Augenblicke, da wir den plötzlichen Verlust des unermüdlichen Forschers beklagen, stimmt es doppelt wehmütig, zu sehen, wie es ihm versagt geblieben ist, sein Hauptwerk in den Dienst aller Forschenden und Lernenden zu stellen. Zur

Seite seines verwaisten Schreibtisches ruhen heute noch ungedruckt die Tausende von Zetteln, die seine schöne klare Schrift bedeckt, und mahnen die Lebenden an ein nobile officium.

Seit 1875 haben sich die auswärtigen gelehrten Körperschaften mit Huldigungen bei Adolf Tobler eingestellt: zuerst die rumänische Akademie zu Bukarest, die ihm die Ehrenmitgliedschaft schenkte; dann das Institut de France, das ihn zum Korrespondenten ernannte und ihm im vorigen Jahre die Mitgliedschaft verlieh; die Gothenburger, Wiener, Münchener Akademie, die Accademia de' Lincei, das Istituto Lombardo usw. usw.

Zu den Gedenktagen seines fortschreitenden Lebens, zu seinem Professorenjubiläum (1895), seinem siebzigsten Geburtstage (1905), seinem fünfzigsten Promotionstage (1907) strömten aus allen Ländern die Gratulationen und Huldigungen derer zusammen, die einst zu seinen Füſsen gesessen oder sich an seinen Werken gebildet haben — es sind ganze Generationen von Romanisten. Diese Gedenktage hat unsere Gesellschaft wie Familienfeste gefeiert. —

Man hat wohl gesagt, daſs Adolf Tobler streng und kühl gewesen sei. Darüber möchte ich noch ein Wort sagen, der ich so viel Liebe von ihm erfahren habe.

Er war vor allem streng, unerbittlich streng gegen sich selbst. Er lebte ganz seiner Pflicht. Es war alles kernig und tüchtig an ihm. Er hatte jene Zurückhaltung, jene Herbheit, die so oft das Angebinde tiefer Wahrhaftigkeit ist. Und er war wahrhaftig: das macht auch den Gelehrten und Forscher in ihm so groſs. Auch ich habe wohl, wie jeder, seine Herbheit erfahren. Sie war die Schwester seiner Liebe und Freundschaft.

Wer seine zurückhaltende Art aus der Ferne sah, den täuschte der Eindruck. Enthaltung von Worten, schrieb einst sein Bruder Ludwig vom Vater Salomon, beweist nicht ohne weiteres Mangel an Gefühl. Sie kann auf Scheu vor unzarter Berührung, auf innerer Keuschheit beruhen. Daſs Adolf Tobler tief empfand, daſs er seine Schüler liebhatte und innigen Anteil an ihrem Ergehen nahm, daſs zeigen, denke ich, seine Schweizer Jahre, und das ist in der Berliner Zeit nicht anders geworden. Wer ihm näher kam, wer Briefe von ihm hat, der weiſs davon zu erzählen. Und viele von Ihnen wissen es. Aus solchen Briefen will ich nur eine Stelle zitieren, Worte, mit denen er 1905 den Dank ablehnte, den ihm ein alter Solothurner Schüler durch meine Vermittelung abstatten lieſs: 'Ich glaube nicht, daſs er mir für das Französisch, das er bei mir gelernt haben mag, zu besonderem Dank verpflichtet ist. Es wird wohl eher der Eindruck sein, daſs ich meine Schüler liebgehabt und mich bemüht habe, auf ihre werdenden Persönlichkeiten heilsam zu wirken, der ihm mein Andenken wert macht. Ich weiſs aus eigener



Erfahrung, dafs das am ehesten haftet. Ich besuche immer noc sooft ich nach Zürich komme, meinen alten Sekundarlehrer He fser, der in Embrach immer so freundlich gegen mich und d neben so streng gegen sich gewesen ist.'

Er selbst war, auf der hohen Warte, auf die das Schicks ihn gestellt, wie dieser Lehrer Heufser, dem er so anhing. We er, wie Sie gehört haben, es innig gewünscht hat, gleich Gast Paris ein *élève de Diez* auch im menschlichen Sinne genannt werden, in seiner Güte, seiner Reinheit und dem Adel sein Gesinnung, dann freuen wir Nachgeborenen uns innig, ihm diese Wunsch und zugleich eine Pflicht zu erfüllen und die Güt die Reinheit und den Adel der Gesinnung dieses grofs Gelehrten und Lehrers zu preisen.

H. Morf.
